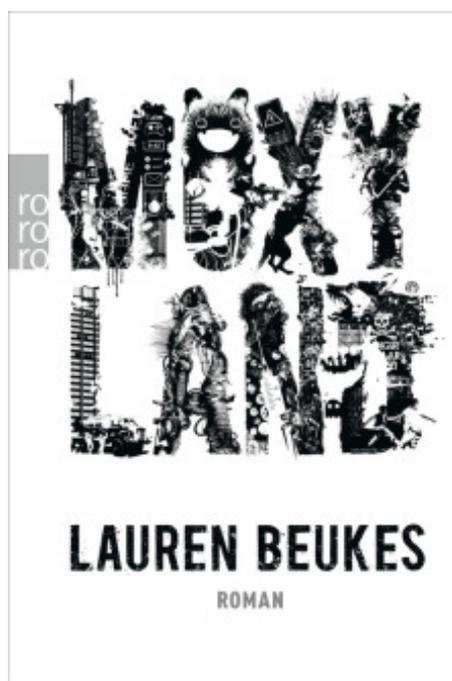


Leseprobe aus:

Lauren Beukes

Moxyland



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

LAUREN BEUKES



ROMAN

Aus dem Englischen von Mechthild Barth

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
«Moxyland» bei Jacana Media, Johannesburg, und
bei Angry Robot/Osprey Group, Oxford.

Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Januar 2016
Copyright © 2016 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Moxyland» Copyright © 2008 by Lauren Beukes
Redaktion Heike Brillmann-Ede
Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt,
nach dem Umschlag von Angry Robot Books, UK
Umschlagillustration Joey Hi-Fi
Satz Documenta PostScript
bei Dörlemann Satz, Lemförde
ISBN 978 3 499 25969 2

FÜR KEITU

KENDRA

Im Grunde ist es nichts Besonderes. Nur eine Injektion. Ein kleiner Stich. Ambulant. Fast wie eine Vitaminspritze, bloß mit ein paar Extravitaminen.

Sag dir das einfach immer wieder.

Die unternehmenseigene Bahn saust auf einer Wasseroberfläche lautlos durch den Tunnel, überschwemmt von den Gezeitenströmungen, die man in den widerhallenden Eingeweiden von Kapstadt auf diese Weise sinnvoll nutzt – wie allen Schmutz, allen Müll in dieser Stadt. Wie letztlich auch mich. Kunsthochschulabbrecherin, schon bald neu erfunden als Markenbotschafterin. Als Sponsoren-Tussi. Als neues Ghost Girl.

Ich könnte mich durchaus daran gewöhnen. Diese Sitze ohne pockennarbige Zigarettenabdrücke. Keine grellen Werbetafeln. Keine Gangster, die einen hämisch von oben bis unten mustern. Aber diese Exklusivität ist leider nicht Teil des Deals. Sie steht mir nur für einen Tag zu, damit ich rein- und wieder rauskann. Man will dort schließlich keine normalen Bürger abhängen sehen.

Als der Zug bei der Einfahrt in den Waterfront-Executive-Bahnhof langsamer wird, spritzen die Abwasserfahnen seitlich hoch. Instinktiv zücke ich meine Kamera und drücke dreimal ab, das Objektiv auf das salzwasserverkrustete Git-

terwerk an den Fenstern gerichtet. An die wahrscheinlichen Verbote, was das Fotografieren auf Firmengelände betrifft, denke ich in diesem Moment überhaupt nicht – dass so etwas bereits Provokation genug sein könnte, um mir die Zugangsberechtigung wieder zu entziehen, die Andile für diese Gelegenheit extra auf mein Handy geladen hat.

«So was mögen die gar nicht», sagt der Mann, der mir auf der anderen Seite des Gangs schräg gegenüber sitzt. Er sieht mit seinem ungepflegten Bart und den Haaren, die in nasen Büscheln an seinem Kopf kleben, auch nicht so aus, als ob er hierhergehören würde. Älter als ich, vielleicht siebenundzwanzig, achtundzwanzig. Er trägt einen feuchten Neoprenanzug. Ein Surfbrett lehnt neben seinen Füßen und versperrt teilweise den Gang.

«Dann lösche ich es halt wieder», fahre ich ihn an. Was natürlich nicht geht. Ich benutze meine F2, die ich beim letzten großen Ausbruch, als alle glaubten, diesmal wäre es wirklich so weit, zusammen mit meiner Hasselblad auf dem Milner-ton-Markt supergünstig ergatterte. Die Kamera ist noch Old School. Mit Filmrolle. Die müsste man hinten herausreißen und dem Licht aussetzen. Aber niemand war bisher clever genug, um zu merken, dass bei dieser Kamera alles analog ist.

«Entspann dich», sagt er. «Ich mein ja nur. Die sind empfindlich hier. All diese geheime Technik und so.»

«Verstehe. Okay. Danke für den Tipp.» Ich tue so, als ob ich hinten etwas an meiner Kamera löschen würde, bevor ich sie in meine Tasche schiebe, und versuche, nicht daran zu denken, dass ich jetzt auch dazugehören werde – zu dieser geheimen Technik.

«Bis bald mal», meint der Kerl, als ob das eine abgemachte

Sache wäre, und steht auf, während sich die Türen mit einem asthmatischen Ächzen öffnen. Auf seinem Sitz bleibt ein feuchter Fleck zurück.

«Ja klar», erwidere ich und versuche, dabei freundlich zu klingen. Ich trete auf den Bahnsteig hinaus. Die Begegnung hat mich nervös gemacht und mir noch mal gezeigt, wie unwohl ich mich fühle. Der Vorfall reichte, um mich jetzt mit gesenktem Kopf an dem Bahnhofspolizisten vorbeigehen zu lassen, der am Eingang steht – eine Bewegung, die von den Kameras garantiert sofort registriert wird. Von den Hunden ganz abgesehen. Der Aito, der hechelnd zu Füßen des Polizisten sitzt, sieht mich über seine Schnauze hinweg kurz an, nimmt aber keine verfänglichen Substanzen wahr, keinen verdächtig hohen Adrenalin Spiegel und auch keine Rückstände von Tränengas. Sein Führer macht sich nicht einmal die Mühe, mich zu mustern. Er winkt mich mit einem flüchtigen Scan meines Handys durch die Sperre, um meine Bio-ID, meine befristete Zugangsberechtigung, zu überprüfen.

Das Gebäude, in dem ich erwartet werde, liegt nur sechs Blocks entfernt. Doch mein Pass gestattet es mir nicht, die Strecke zu Fuß zurückzulegen, weshalb Andile einen Firmenwagen organisiert hat, der bereits hinter der Sperre auf mich wartet. Ich übersehe ihn beinahe, da er nur durch sein Nummernschild zu erkennen ist: VUKANI MEDIA. Das Wort (Vukani) bedeutet (Erwacht! Erhebt euch! Kämpft!), und ich überlege, gegen wen sie wohl kämpfen wollen. Die Fahrerin lacht ein wenig hämisch, als ich ihr diese Frage stelle, gibt mir aber keine Antwort. Danach fahren wir in kühl-professioneller Stille dahin.

Obwohl es mich in den Fingern juckt, erneut meine Ka-

mera zu zücken, schaffe ich es, mich zurückzuhalten. Wir fahren durch die Reihen von Filterbäumen, welche die Vukani-Zufahrt säumen und sowohl das Licht als auch den Wind abwehren, die das Gebäude mit Energie versorgen. Filterbaumwälder sieht man nicht oft. Zumindest ich nicht. Sie sind viel zu teuer, um sie außerhalb der Firmenoasen bewässern zu können.

Im Inneren des Gebäudes erklärt mir die Dame vom Empfang, dass sie mir gern etwas zu trinken anbieten würde, was aber vor dem Eingriff nicht empfohlen würde. Ob ich mich setzen wolle? Andile würde gleich da sein. Und wäre ich wohl so freundlich, meine Kamera und eventuelle andere Aufnahmegeräte abzugeben? Über mein Handy müsse ich mir keine Gedanken machen. Sie hätten App-Blocker installiert, um nicht genehmigte Aktivitäten zu verhindern.

Widerstrebend reiche ich ihr meine Leica Zion und nach einem Moment des Zögerns auch meine Nikon.

«Da ist die Hälfte meiner Ausstellung drin», erkläre ich und deute auf die F2.

«Verstehe. Keine Sorge. Ich lege sie in den Safe», erwidert sie. Sie sitzt vor einem Hintergrund voller Auszeichnungen – goldene Nachbildungen afrikanischer Masken und Plexiglas-Turakos mit weit ausgebreiteten Flügeln.

Ich setze mich in die Lounge, wobei ich mich ohne meine Kameras fast nackt fühle. Doch dann kommt schon Andile, sprühend vor Energie, und führt mich zum Lift. Er hat jene Art von Persönlichkeit, die bereits zu wirken beginnt und die Atome durcheinanderbringt, ehe er auch nur den Raum betritt.

«Da ist sie. Voll pünktlich, die Süße.» Er spricht wirklich so. «Alles paletti? Keine Probleme?»

«Alles in Ordnung. Mal abgesehen von der Tatsache, dass man mich beinahe wieder hinausgeworfen hat, weil ich ein Foto von dem Tunnel machen wollte.»

«Oh Süße, du musst diese Bedürfnisse in Zukunft in Schach halten. Du willst doch garantiert nicht wie eine dieser Aktivistinnen wirken mit ihrem ‹Technik fürs Gemeinwohl›-Mist, oder? Andererseits werden diese Bilder mal einiges wert sein, wenn du erst berühmt bist. Kann ich einen Abzug davon kriegen?»

«Um ihn zum Rest deiner Sammlung zu legen?»

Sein Büro im siebzehnten Stock ist zugepflastert mit einem Sortiment cooler Souvenirs, von denen sich viele garantiert an der Grenze zur Illegalität befinden. Das Stück, das am meisten ins Auge sticht, ist ein Low-fi-Subtech, ein aus vielen Teilen zusammengewürfeltes Satellitenradio, welches trotz der Quarantänesperren aus den ländlichen Gebieten hereingeschmuggelt worden sein muss, was es noch wertvoller, noch cooler wirken lässt. Es passt zum Büroambiente eines Creative Director, genauso wie das pinkfarbene Hemd und der unauffällige Metallknopf in Andiles rechtem Ohr. Die heimlich aufgenommenen Fotografien der Fahrstrecke würden das alles tatsächlich ausgezeichnet ergänzen.

Was nicht so ausgezeichnet passt, ist der Vertrag. Das Bündel weißer Seiten inmitten der Sammlung Vinylspielzeug, die auf dem Schreibtisch herumliegt, wirkt viel zu antiseptisch, zu klinisch sauber, um dem ganzen Spaß-Spaß-Spaß zu entsprechen.

Der Bio-Signatur-Stift, mit dem ich unterzeichnet habe («Hier, hier und hier»), hatte mikroskopisch kleine Widerhaken am Gehäuse, die Hautpartikel von meiner Daumen-

kuppe abkratzten und mit der Tinte mischten. Wortwörtlich in Blut gezeichnet. Oder vielmehr in DNA, was fast das Gleiche ist.

«Adams, K?» Eine Frau tritt durch die Tür des Konferenzraums, in ihrem dunklen Hosenanzug kühle Professionalität ausstrahlend. Sie hat eine Mappe in der Hand, mein Name steht in Großbuchstaben drauf.

«Ich bin Dr. Precious. Wir kennen uns bereits. Von der Vormedizinischen?» Durch die Fenster hinter ihr, die vom Boden bis zur Decke reichen, wirbelt und reißt der südöstliche Wind die Wolken über dem Tafelberg in Zuckerwattefetzen. *Spookasem* sagen die Leute dazu. Geister-Atem.

«Können Sie bitte Ihren Arm freimachen?» Sie bereitet schon die selbstinjizierende Spritze vor.

Dr. Precious ist hier auf Abruf. Selbst Werbeagenturen mit großen Biotech-Kunden in ihrer Kartei haben meist keine betriebsinternen Ärzte. Andile behauptet, das liege daran, dass die Labore so unpersönlich seien. Aber ich vermute, es ist einfacher, uns einem nach dem anderen eine Spritze zu verpassen, als die notwendigen Sicherheitsvorkehrungen für zwölf Künstlerfreaks zu bekommen, damit diese überhaupt ein beschränkt zugängliches biomedizinisches Forschungslabor betreten dürfen.

Nichts dass die anderen unbedingt Künstlerfreaks sein müssen. Andile erklärt nur immer wieder, wie wahnsinnig begabt sie seien. Jung, dynamisch, kreativ, kurz vor dem Durchbruch, die perfekten Markenbotschafter.

«Du kennst den Typ, Süße», meinte er in unserem Vorstellungsgespräch Nummer 1, als ich zum ersten Mal in seinem Büro saß – noch immer desorientiert taumelnd durch die Hölle meines vorzeitigen Ausscheidens aus der Kunst-

hochschule, durch die Krebserkrankung meines Vaters und die Frage, wie ich eigentlich hierhergekommen bin.

«DJs, Filmmacher, Rockstar-Kids und natürlich du», fuhr er augenzwinkernd fort, womit er nur unterstrich, dass es sich um einen Riesenfehler handeln musste und ich eigentlich niemals in dieser Liga hätte mitspielen sollen. «Alle hippe Auserwählte für Ghost.» Bis zum offiziellen Medienstart der Kampagne sollten wir uns allerdings nicht kennenlernen.

«Für den Fall, dass einer von euch einen Zusammenbruch hat», sagte Andile im Vorstellungsgespräch Nummer 3, als es bereits zu spät war, um noch einen Rückzieher zu machen. Als ob ich das jemals in Erwägung gezogen hätte. «Ha, ha.»

Dr. Precious schiebt eine silberne Kapsel, die wie eine Munitionskugel aussieht, in die selbstinjizierende Spritze. Die Frau wirkt nicht wie eine typische Ärztin. Sie ist nicht ausgelaugt vom Ansturm der Massen und zu glatt, um von neuen Epidemien, neuen Anstrengungen erschöpft sein zu können. Auf dem Schild, das an ihrem Kragen befestigt ist, steht INATEC BIOLOGICA.

Vor dem Vorstellungsgespräch Nummer 1 dachte ich, die Firma wäre auf Kosmetik beschränkt. Ich stelle mir Dr. Precious in einem weißen Mantel und einer Gesichtsmaske in einem eleganten Labor aus Edelstahl und mit ergonomischer Linienführung vor – wie in einer Zahnpastawerbung. Oder hinter einer Verkaufstheke für Kosmetika, Parfümwolken verspritzend und Pröbchen von den Bio-Tech-Cremes bester Qualität verteilend («Nur eines pro Kundin, wenn ich bitten darf!»). Das hier, was ich bekomme, ist nicht viel anders. Die durchschnittliche Nano in einer durch-

schnittlichen Antifaltenlotion funktioniert allerdings nur subkutan. Meine hingegen legt den ganzen Weg zurück.

«Keine Sorge, Kendra», sagte Andile im Vorstellungsgespräch Nummer 1, als er meinen Gesichtsausdruck sah. «Die Wahrscheinlichkeit für einen Zusammenbruch liegt mehr oder weniger bei null. Sie haben seit Jahren bei Tieren die gleiche Technik verwendet. Bei Polizeihunden, den Aitos, du weißt schon ... Bei Blindenhunden und diesen Hilfsaffen für körperlich Behinderte. Na ja, ist nicht ganz das Gleiche, offensichtlich.»

Was nicht bedeutet, dass es im Vertrag nicht eine ganze Reihe von Klauseln gab, die Ghost, seinen Mutterkonzern Prima-Sabine FoodSolutions International, Vukani, Inatec Biologica und all ihre dazugehörigen Agenturen und Angestellten gegen jegliche unerwartete Nebenwirkung absicherte.

«Und wie lange dauert es, bis die Mutation beginnt?», will ich wissen. Ich tue so, als wäre das keine große Sache, während Dr. Precious mit einem desinfizierenden Wattetupfer über meine Ellbogenbeuge wischt. Wahrscheinlich ist der Tupfer voller Nanos oder speziell kultivierter, Krankheitserreger fressender Bakterien. Oder welche neue Erfindung auch immer Inatec gerade auf den Markt gebracht haben mag.

«Oh Süße», seufzt Andile und gaukelt mir vor, persönlich getroffen zu sein. «Haben wir nicht vereinbart, das nicht so zu nennen? Versprich mir, dass du dieses Wort in keinem der Interviews benutzt.»

«Was hatten Sie zum Frühstück?», will Dr. Precious auf einmal wissen. Doch ihre Frage ist ein Ablenkungsmanöver. Ehe ich über eine Antwort nachdenken kann (trockene

Haferflocken in Jonathans Wohnung, Jonathan nirgendwo zu sehen, was in letzter Zeit nichts Ungewöhnliches ist), rammt sie die Spritze wie einen Tacker in meinen Arm. Und einfach so wandern drei Millionen Designer-Roboter-Mikroben in mich hinein und beginnen, in meinen Venen zu summen.

Es tut nicht einmal weh.

Wenn ich an den ganzen Wirbel denke, der bisher veranstaltet wurde, und den buchdicken Vertrag, erwarte ich jetzt mindestens eine Neustrukturierung der Welt. Stattdessen fühlt es sich an wie das erste Mal Sex. So nach dem Motto: Und das soll's gewesen sein?

«Das war's. Es wird jetzt vier bis sechs Stunden dauern, bis sich die Techs im ganzen Blutkreislauf verteilt haben. Möchten Sie, dass ich es Ihnen noch einmal erkläre? Möglicherweise kommt es zu Symptomen wie bei einer Grippe: laufende Nase, Kopfschmerzen, Halskratzen während der ersten vierundzwanzig Stunden. Dann ist es vorbei. Genießen Sie es. Es wird wahrscheinlich das letzte Mal sein, dass Sie krank werden.»

«Alles völlig normal, Süße. Dein Körper muss sich nur daran gewöhnen», wirft Andile ein.

Ist also nur mein Immunsystem, das auf Höchstleistung geht, um sich gegen die unerwartete Nanotechnik-Invasion zu wehren. Alles bloß vorübergehend. Die Leute gewöhnen sich daran. Entwickeln sich weiter. Das steht alles im Handbuch, wobei ich das ganze Kleingedruckte nicht gelesen habe. Wer macht das schon?

«Wir sehen uns nächste Woche zu einer Kontrolluntersuchung.» Dr. Precious holt die Silberkapsel aus der selbstinjizierenden Spritze heraus und schiebt sie sorgfältig in ein

Behältnis, in dem sich schon andere leere Hülsen befinden. So etwas kann man nicht einfach herumliegen lassen. Das Licht bricht sich in den schimmernden Kapseln – das Spiegelbild von Dr. Precious, langgezogen wie eine Giacometti-Skulptur.

Ich plane bereits Zeitrafferaufnahmen, um die Veränderung aufzuzeigen. Sie soll nur die obersten drei Schichten der Epidermis betreffen, worauf Andile immer wieder hinwies, eine nebensächliche Unannehmlichkeit, die man sein Leben lang mit sich herumtragen wird.

Wenn ich eine Kamera in meinem Körper deponieren könnte, würde ich das tun. Aber ich kann nur dokumentieren, wie sich die Zellen an der Innenseite meines Handgelenks verändern, wie sich das Muster entwickelt, mehr an Kontur gewinnt wie ein altmodisches Polaroidbild, während sich die Nanos in meinem Körper ausbreiten.

Meine Haut beginnt zu jucken.